

Bischof Norbert Trelle

**Predigt zum Begräbnis von Bischof Josef Homeyer
am 10. April 2010**

Hoffnungslinien des Lebens

SPES QUAERENS INTELLECTUM

Liebe Mitbrüder im Bischofs-, Priester- und Diakonenamt,
sehr geehrter Herr Ministerpräsident,
verehrter Herr Oberbürgermeister, liebe Angehörige,
liebe Schwestern und Brüder in Christus!

Zwei Ostergeschichten (Apg 4,13–21 / Mk 16, 9–15) haben wir gehört – von Triumph keine Spur! Das biblische Zeugnis von Jesus Christus in diesen beiden österlichen Geschichten trägt in sich auf eigentümliche Weise Spuren der Verletzlichkeit und Widerständigkeit. Die Rede ist von Trauer und Zweifeln unter den Jüngern, die Rede ist von Verachtung und Anfeindungen in der Öffentlichkeit. Von Triumph keine Spur!

Es gab einmal den berühmten Vorschlag eines berühmten Philosophen an den christlichen Glauben, die Christen sollten doch angesichts der Auferstehung fröhlicher dreinblicken. Warum eigentlich? Der Glaube an den erhöhten Christus, so erzählen die Ostergeschichten, erlaubt keine erhöhte, fröhlich abgehobene Aussicht auf die Welt und ihre Geschichte. Der österliche Standpunkt ist kein Standpunkt von „wir, hier oben“ und „ihr da unten“; der Standpunkt der Erlösung ist allemal ein Standpunkt an der Seite der Menschen. Bischof Josef sagte es einmal in einer Predigt

so: „Die Hinwendung zu Gott darf nicht um den Preis der Abwendung vom Menschen erkaufte werden.“ Er meinte damit einen Fundamentalismus, der sich im vermeintlichen Besitz der sicheren Wahrheit lächelnd abwendet vom unsicheren Leben. Das österliche Halleluja kann nur Lobpreis Gottes sein im Zuruf an die Menschen.

Die Auferweckung Jesu selbst ist ja die tiefste und endgültige Zuwendung Gottes zur Schöpfung und in ihr zur einen Menschheit. Der Sendungsbefehl Jesu zeichnet das österliche Geschehen nach, er ist nicht praktische Weisung allein, sondern Sendung, die in das innerste Geheimnis von Ostern führt – Gottes Hinwendung zum Menschen über die Grenze des Todes hinaus. „Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen!“ Bischof Josef hat sich dieses Wort aus dem Evangelium des heutigen Tages als bischöfliches Leitwort gewählt „In mundum universum“! In diesem Wort und in ihrer Sendung erfahren die Jünger den Auferstandenen und bezeugen ihn. Die christliche Sendung ist die Ikone des auferstandenen Christus – von Anfang an bis in unsere Tage.

Nach dem bekannten Wort des Hl. Augustinus „geht der Anfang immer mit“. Der Anfang, die erste Sendung durch den Auferstandenen ist mit uns unterwegs. Die Begegnung mit dem Auferstandenen im Glauben führt jede kirchengeschichtliche Generation erneut in die Sendung zu den Menschen. Aber wie?

Das mag sich in besonderer Weise die Generation derer gefragt haben, die, wie man häufig sagte, „noch einmal davongekommen“ war, diejenigen, die den Krieg überlebt hatten. Josef Homeyer war sechzehn Jahre alt, als der Krieg zu Ende war. Da stand diese Generation mitten in Trümmern von Münster, von Köln und Dresden und auch von Hildesheim. Da zogen Flüchtlinge in langen Trecks ihre Leiterwagen hinter sich her, da humpelten die Amputierten und da weinten die Frauen über letzten Feldpostbriefen. Und über allem die moralische Zerstörung durch die Shoah. In dieser Situation trat eine um Jugend und Kindheit betrogene Generation auch in die Priesterseminare der 50er Jahre ein. Und trotz vermeintlich bruchloser tridentinischer Lehrtraditionen und Hausordnungen stand wie in unsichtbaren Lettern über dem Eingang der Seminare Adornos Frage, ob nach Auschwitz noch Gedichte möglich seien – oder durchaus schärfer zugespitzt: Ob Theologie noch einen Ort

hat und wo die Frage nach Gott darin aufgehoben ist. Das betraf nicht eine Einzelfrage der Theologie oder des christlichen Lebens, sondern das betraf das ganze der Theologie, nämlich ihre Möglichkeit überhaupt.

Zu dieser Generation der werdenden Priester nach dem Krieg gehörte Josef Homeyer. Es war die Generation des Wagnisses, des *sursum corda* – trotz allem. Die Erfahrungen der Trümmer und der moralischen Zertrümmerung blieben ein Leben lang für ihn bestimmend, sie waren der Schlüssel für sein priesterliches Selbstverständnis. Sie wurden zur permanenten Antriebskraft für seine Glaubensverkündigung bei den Menschen, für seinen Dienst der Versöhnung unter den Völkern Europas, für sein Bemühen um weltweite Partnerschaften.

Ein allzu beflissenes *Aggiornamento* war ihm freilich fremd. Einer feinsinnigen Einpassung der Kirche in die Welt zog er die zuweilen notwendige und hilfreiche Provokation vor. Die theologische Nachkriegsgeneration blieb ja ohnedies notorisch auffällig durch Unbürgerlichkeit.

Die theologische Urerfahrung der Trümmer prägten Bischof Josef Homeyer und seine Generation. Und sie wiederum prägten unsere Kirche und unser Land. Ihr Glaube wollte sich nicht billig trösten lassen. Ihr Glaube führte hinein in die Hoffnung. Gerade so, im Blick auf den Auf-erstandenen wurden sie aufmerksam auf die Risse und Leiden der Gegenwart und erschlossen eine Sendungsperspektive ihres Priestertums und der Kirche in dieser Zeit: Den Heimatlosen Heimat geben, einer solidarischen und gerechten Gesellschaft einen ordnungspolitische Rahmen geben, der europäischen Versöhnung Türen aufstoßen: „Geht hinaus in alle Welt, und verkündet das Evangelium.“ – Das war mehr als vage schweifende Träumerei, mehr als dieses „es wird schon werden“ mit gespielter Selbstsicherheit. Der Entwurf dieser Sendungsperspektive brauchte den Mut zum Dialog, nicht nur das Pochen auf das christliche Menschenbild in der Soziallehre, sondern auch die Fähigkeit, in dieser Soziallehre christliche, liberale und sozialistische Traditionen auszu-söhnen. Es brauchte den Diskurs und die Analyse der gesellschaftlichen und politischen Bewegungen. Es brauchte die Hoffnung, die Vernunft sucht und einfordert: *Spes quaerens intellectum* – solche vernunftge-stützte Hoffnung machte seine Widerständigkeit plausibel, sich immer wieder an die Seite der Schwächsten zu stellen: Von der Schwangerschaftskonfliktberatung bis zu *Renovabis*. Ausgezehrt, rastlos, immer

neu beansprucht durch die Hoffnung der Menschen. Dabei bleiben die Enttäuschungen nicht aus. In den 60er Jahren, zur Konzilszeit, wurden Seminare und Ordenshäuser ausgebaut, in der Meinung, jetzt komme der große Ansturm: es wurden immer weniger. Angesichts einer kleiner werdenden Herde hatten immer mehr das Gefühl, am Ende mit leeren Händen dazustehen. „Werden wir überhaupt noch gebraucht?“, fragte Bischof Josef einmal leise im Gespräch. Aber dann fuhr er am nächsten Morgen in aller Frühe wieder in eines der Länder auf dem Balkan. Es waren ja noch so viele Trümmer aufzuräumen! Immer wieder diese Trümmer. Ich habe das Bild vor Augen, wie er in den neunziger Jahren beim Friedensgrund in der Ukraine in sommerlicher Hitze mit einer Schaufel in der Hand bei den Jugendlichen steht und mit ihnen Trümmer beiseiteräumt, um dort Platz zu schaffen für den Neubau einer Kirche. Er hat es geliebt, gemeinsam mit Jugendlichen Zeichen des Aufbruchs, der Versöhnung und des Neuanfangs zu setzen. Als wir vor gut einer Woche hier in der Basilika St. Godehard mit zweitausend Jugendlichen und hundert Priestern die Chrisammesse gefeiert haben, habe ich an diese Verbundenheit des verstorbenen Bischofs mit den Jugendlichen erinnert. Nach der Messe habe ich einige der Älteren gefragt, ob sie noch Worte von Bischof Josef aus früheren Chrisammessen in Erinnerung hätten. „oh ja“ sagte einer, „eines, das ich nicht vergessen werde; ein Wort, das er uns mehrmals zugerufen hat: ‚Wenn nicht Ihr, wer sonst?‘“

Liebe Brüder und Schwestern, das ist ein Wort, das auch für diese Stunde Gewicht hat. Der Bischof stirbt, die Sendung aber geht weiter: „Geht hinaus in die ganze Welt, und verkündet das Evangelium allen Geschöpfen!“ Ja, so ruft uns Bischof Josef zu: Seid Zeugen der Hoffnung, seid Anstifter zum Frieden, seid Boten der Versöhnung: „Wenn nicht Ihr, wer sonst?“